

Beispiele geisteskranker Genien: Harrington, Bolyan, Codazzi, Ampère, Comte, Schumann, Tasso, Cardano, Swift, Newton, Rousseau, Lenau, Széckenyi, Schopenhauer.

Diese engen Beziehungen, diese zahlreichen Berührungspunkte zwischen Genie und Irrsinn beweisen, daß beide Geisteszustände sich in einem und demselben Individuum nicht ausschließen, daß sie vielmehr nebeneinander in demselben Menschen bestehen können, womit natürlich nicht behauptet wird, daß man beide miteinander verwechseln dürfe.

Lassen wir beiseite jene zahlreichen berühmten Männer, welche wie Abrial, Cellini, Goethe, Hoblens, Tomaso Grossi nur auf kurze Momente das klare Licht des Verstandes verloren und sich Hallucinationen hingaben; nehmen wir keine Notiz von jenen, die, gleich G. B. Vico, nur die letzten Tage, Monate oder Jahre ihres glorreichen Lebens in der Nacht des Irrsinns zubringen mußten. Beschränken wir uns auf die nicht wenigen Männer von Genie, die zugleich halluciniert und geradezu irrsinnig, von irgend einer Manie, einer fixen Idee befangen waren. Die Beispiele bieten sich im Überfluß.

Nachdem Montanus lange in der Einsamkeit seinen Grübeleien sich hingegeben hatte, hielt er sich schließlich für ein Gerstenkorn und wollte nicht mehr ausgehen, um von den Vögeln nicht aufgespickt zu werden. (Siehe Zimmermann, die Einsamkeit.)

Ein Freund Lullis, der die Sonderbarkeiten desselben bei den andern entschuldigen wollte, that dies mit den Worten: „Hört nicht auf ihn, ihm fehlt der gesunde Verstand; er ist ganz Genie.“

Harrington bildete sich ein, daß die Gedanken in Ge-

stalt von Bienen und Vögeln seinem Munde entschlüpfen und setzte sich mit einem Besen bewaffnet in eine Hütte, bereit dieselben von sich zu scheuchen.

Galler glaubte sich von den Menschen verfolgt und von Gott in die Verdammnis gestoßen, wegen der Häßlichkeit seiner Seele und wegen seiner ketzerischen Werke; sein fortwährendes Entsetzen konnte er nur durch bedeutende Dosen Opium und durch Unterredungen mit Priestern beruhigen. (Tagebuch, Bern 1787.)

Ampère warf eine Abhandlung über die Zukunft der Chemie in die Flammen, weil er glaubte sie unter Eingebung Satans verfaßt zu haben.

Mendelssohn war trübsinnig, Lattre ward in seinem Alter wahnsinnig.

Der große und berühmte holländische Maler von Goes glaubte sich vom Teufel besessen.

Zu unserer Zeit wurden wahnsinnig Farini, Brougham, Sonthey, Gounod, Govone, Gutzkow, Monge, Fourcroy, Loyd, Cooper, Rocchia, Ricci, Fenicia (siehe Mastriani, Genie und Wahnsinn). Ferner Engel, Pergolesi, Nerval, Batjuskoff, Würger, B. Collins, Techner, Hölberlin, Von der West, Gallo, Spedalieri, Bellingeri, Salteri, Müller (der Physiologe), Lenz, Barbara, Fufely, Petermann, Whit Hamilton (der Maler), Pön, Uhlische und vielleicht auch Mülfet und Baudelaine.

Der große Maler Von Leyden bildete sich ein, vergiftet worden zu sein und wollte in den letzten Jahren seines Lebens das Bett nicht mehr verlassen.

Carlo Dolce war von religiösem Wahnsinn ergriffen und schwor, nur noch heilige Dinge malen zu wollen: er weihte seinen Pinsel der Muttergottes, doch ist seine Madonna nur ein Bild der Baluini; am Tage seiner Vermählung ist er der einzige, welcher beim Gastmahl fehlt, man sucht ihn lange und vergeblich und findet ihn endlich auf den Knien vor dem Bilde der Jungfrau Maria.



Der Dichter Lee hatte dreizehn Tragödien verfaßt. Eines Tages sagte ihm ein Berufsgenosse, der ihm nicht wohl wollte, es sei leicht zu schreiben wie die Narren. „Wie die Dummen ja, wie die Narren nicht,“ antwortete Lee.

Thomas Loyd, der die schönsten Verse dichtete, war ein Gemisch von Bosheit, Ehrgeiz, Genie und Wahnsinn (siehe *Sketches of Bedlam*, 1823, London). Waren die Verse, welche aus seiner Feder flossen, nicht nach seinem Geschmacke, so knitterte er sie in ein Glas „um sie zu reinigen.“ Er hatte auch die sonderbare Gewohnheit alles, was er in die Tasche steckte oder auch nur berührte, gleichviel ob es Kohle, Papier oder Tabak war, unter seine Speisen zu mischen. Von der Kohle sagte er, daß dieselbe ihn reinige, vom Stein, daß er ihn mineralisiere!

Hobbes, der Materialist, konnte nicht in der Dunkelheit verweilen, ohne daß er glaubte die Bilder der Verstorbene an sich vorüberziehen zu sehen. (Siehe Verga, *Lazzaretti*, 1880, Mailand.)

Der Dichter Hölderlin war fast sein ganzes Leben hindurch wahnsinnig; ebenso Wehl, welcher seine Werke auf die sonderbarste Weise bettelte, und Lesmann, der das Tagebuch eines Trübsinnigen schrieb und sich in einem Anfälle von Melancholie das Leben nahm.

In gleicher Weise wie Lesmann endeten der Verfasser des *Masaniello*, Fischer und Raimund, von Burg und Belthum, Gührung und Ruh (der Freund Mendelssohns). Ebenso kam ums Leben der Dichter Kleist, der nicht nur sich selbst, sondern auch noch seine Geliebte tötete; Mailath, der sich und seine Schwester dem Tode des Ertrinkens überlieferte, jene Schwester, der er nicht lange vorher sein Buch über den Selbstmord gewidmet hatte.

Unter den geistreichen Frauen finden wir die Ginderode, Stieglitz, Brachmann, Landon, die wahnsinnig endeten. (Siehe Schilling, *Psychiatr. Briefe*, 1863, S. 488.)

In Frankreich starben im Irrsinn, wie F. Martini bemerkt, Berthet, Morin, Dübellay, Diiboys, Bataille, alles junge und originelle Dichter. (Siehe Tra uno zigaro o l'altro, S. 194).

Mozart litt an der fixen Idee, daß die Italiener ihn vergiften wollten.

Molière litt an Anfällen schweren Trübfinnes.

Rossini, — der einen blödsinnigen, aber für Musik schwärmenden und jetzt noch lebenden Better hatte, — kaufte etwa um das Jahr 1848 einen Palast. Als er nun inne wurde, daß er einen viel zu hohen Preis für denselben erlegt hatte, bürgerte sich in seinem Geiste die fixe Idee ein, er sei ins äußerste Elend versunken und auf die Almosen seiner Mitmenschen angewiesen. Zugleich bildete sich der Komponist ein, er habe alle und jede Begehung eingebüßt und konnte erst komponieren und von Musik überhaupt wieder reden hören, als ihn die sorgfältige und geschickte Behandlung des Santone d'Ancona allmählich wieder hergestellt hatte.

Wenn Clavel irgend eine Episode der Geschichte gelesen hatte, bildete er sich ein, Zeuge oder sogar eine der handelnden Personen derselben gewesen zu sein. Ebenso glaubten Blacé und Bannecker, die Phantasten, welche unter ihrem Pinsel entstanden, wirklich gesehen zu haben. Ein berühmter Professor von P . . . . litt an einer ähnlichen Geistesverwirrung, und nicht selten glaubte er, er sei in Confutsen, Papirius oder Tamerlan verwandelt.

Schumann, der Vorläufer der Zukunftsmusik, wurde im Schoße einer reichen Familie geboren; kein Hindernis hielt ihn von der Pflege seiner Kunst ab und in Klara Wieck fand er eine liebenswürdige und für ihn passende Lebensgefährtin. Und dennoch hatte er noch nicht das dreißigste Lebensjahr überschritten, als er schon an Trübfinn litt; als er sechsundvierzig Jahre alt geworden war, verfolgte ihn überall hin der Gedanke an die sprechenden



Fische, die alles wissen und alles verraten. Er hörte einzelne Töne, die ihn verfolgten, sich zu Accorden entwickelten und schließlich zu ganzen Kompositionen wurden. Beethoven und Mendelssohn diktieren ihm aus dem Grabe Noten. Im Jahre 1854 stürzt er sich in den Fluß. Man zieht ihn aus dem Wasser, doch stirbt er zu Bonn und die Secierung seines Körpers und die Betrachtung seines Schädels ergeben Krankheiten des Knochensystems, Auszehrung und Gehirnübel.\*)

Der große August Comte, der Vater der positivistischen Philosophie, wurde zehn Jahre hindurch von Esquirol behandelt. Als er wieder hergestellt war, bestand seine erste Handlung in der Verstoßung seiner Gemahlin, welche ihn gewissermaßen gerettet hatte. Später hielt er sich für den Apostel und den Priester einer neuen materialistischen Religion, — obgleich er der erbitterte Feind und unermüdliche Bekämpfer jedes Priestertums war! In seinen Werken finden sich nicht selten neben den erhabenen Gedanken, wahrhaft wahnsinnige Ideen, zu denen unter anderen die Prophezeiung gehört, daß sich einst das Weib auch ohne Mitwirkung des Mannes befruchten werde!\*\*)

Mantegazza hat behauptet, daß die Mathematiker diesen Geistesstörungen nicht unterworfen seien; daß dies eine irrtümliche Behauptung ist, beweisen — abgesehen von dem Benehmen Newtons, mit welchem wir uns eingehender beschäftigen werden — die berühmte Zerstreuung des Archimedes, die Hallucination, welcher sich Pascal hingab, und die sonderbaren Eigenschaften des reinen Mathematikers Codazzi (nicht zu verwechseln mit dem würdigen Codazza), welcher unter anderm dem Genuße des Branntweins ergeben und so geizig war, daß er darüber sogar die Keulichkeit vergaß. Er war unempfindlich für jede

\*) Schumann, Biographie. B. Wasielewski, Dresden 1858.

\*\*\*) Littré. A. Comte et la Phil. posit. 1863.

zartere Regung und doch wieder so eitel und ehrgeizig, daß er, noch jung an Jahren, schon eine Summe für das Denkmal, welches er auf seinem Grabe wünschte, beiseite legte, zugleich aber seinen notleidenden Eltern jede, auch die geringste Unterstützung abschlug. Er litt nicht, daß seine Ansichten und Aussprüche, selbst nicht einmal der Schnitt seiner Kleider zum Gegenstande einer Diskussion gemacht wurden. Schließlich ließ er von der Überzeugung nicht ab, vermittels wissenschaftlicher Berechnung musikalische Melodien schaffen zu können.

Die Mathematiker alle bewundern den großen Geometer Bolyai, der doch Momente und Ideen hatte, die unzweideutig auf Wahnsinn hinwiesen. So forderte er einst dreizehn Offiziere zum Duell und nach jedem Kampfe greift er zur Violine, das einzige Möbelstück, welches sich an jenem Tage in seinem Hause befand. Als er von der Regierung pensioniert worden, ließ er seine Todesanzeige drucken, wobei der Raum für das Datum offen blieb, und baute sich selbst eine Traghahre.\*) Sechs Jahre später, als jene erste Todesanzeige unbrauchbar geworden war, ließ er eine neue drucken, und in seinem Testamente macht er seinen Erben zur Pflicht, auf seinem Grabe einen Apfel zum Andenken an Eva, Paris und Newton anbringen zu lassen (siehe W. de Tonvielle, Comment se font les miracles 1879). Und trotz alledem war Bolyai der große Verbesserer des Euklid.

Cardanus wurde von seinen Zeitgenossen als der größte aller Männer und als das klügste aller Kinder bezeichnet. Er hatte den Mut den Galen zu kritisieren, das Feuer von den Elementen auszuschließen, die Zauberer und Heiligen für Narren zu erklären, und was war er? Der Sohn, Better und Vater von Wahnsinnigen und er selbst wahn-

\*) Bei zwei andern Mathematikern habe ich dieselben eigentümlichen Spielereien beobachten können.



sinnig sein ganzes Leben hindurch. Er sagt selbst von sich: „Von frühesten Kindheit an war ich ein Stotterer, impotent, mit schwachem Gedächtnis begabt, ohne Wissen noch Weisheit, und von frühesten Kindheit schon war ich den sonderbarsten Hallucinationen und hypnophantischen Einbildungen unterworfen.“ In der That bald ist es ein Hahn, der zu ihm redet, bald wälzt sich der mit Menschenknochen gefüllte Tartarus vor ihm auf; und was auch immer für Bilder durch sein Gemüth zogen, er glaubte sie wirklich vor sich zu sehen. Von seinem neunzehnten bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre stand ihm ratend und die Zukunft seinem Blicke enthüllend der Geist zur Seite, welcher auch schon seinen Vater beschützt hatte. Selbst nachdem er sein sechsundzwanzigstes Lebensjahr schon zurückgelegt hatte verließ ihn jener übernatürliche Beistand nicht; einstmals sogar vergaß derselbe die Gesetze der Schwerkraft so sehr, daß er auf den Tisch stieg, um diesen bei einem mangelhaften Rezept auf seine Fehler aufmerksam zu machen. (Siehe *De vita propria*, cap. 45.)

Cardanus war auch sehr hypochondrisch und glaubte von all' den Übeln verfolgt zu sein, von denen er las und die seinem beobachtenden Auge sich zeigten; so glaubte er an Herzklopfen, Sitophobie, Unterleibskatarrh, Podagra, Blennorrhoe, Übel, die aber von selbst wieder verschwinden oder der Wirkung eines Gebetes an die Jungfrau weichen. Bald bildet er sich ein, alles Fleisch rieche nach Schwefel oder ausgelsächten Wachskerzen, bald glaubt er Flammen und Geisterbilder unter heftigem Erdbeben aus dem Boden heraufsteigen zu sehen, während seine Hausgenossen von all' diesen erschütternden Vorkommnissen nichts wahrnehmen.

Er glaubt sich von allen Regierungen mit Spionen umgeben und verfolgt. Er sieht um sich eine dichte Menge von Feinden, deren Namen er jedoch nicht kennt und die er sich nicht erinnert, jemals gesehen zu haben. Nur sie sind es, so sagt er, welche, um ihm Schande und Schmerz

zu bereiten, seinen geliebten Sohn verurteilten. Er ist sogar überzeugt, daß ihn die Professoren der Universität von Pavia eigens zu einem Gastmahl einluden, um ihm Gift zu reichen. Nur dem Beistande des heiligen Martin und der Jungfrau Maria verdankt er es, ihren heimtückischen Schlichen entgangen zu sein. So sprach und dachte ein Mann, den man kühn als einen Vorläufer des Menan und Dupuis bezeichnen kann!

Er selbst bekennt, vielen Lastern zu fröhnen, sagt selbst, er sei dem Trunke, dem Spiele, der Lüge, dem Neid, der Unzucht ergeben. Viermal und zwar stets wenn der Bollmond schien, behauptet er, sich in einem Zustande vollkommenen Irrsinns ertappt zu haben.

Er war von so krankhafter Empfindlichkeit, daß er sich nicht wohl fühlte, wenn ihm der Stachel irgend eines körperlichen Schmerzes fehlte; nicht selten biß er sich daher Lippen und Arme blutig. „Hatte ich keinen Grund zu Schmerzen, so suchte ich einen solchen auf, um die Lust zu genießen, welche sich allemal mit dem Aufhören des Leidens verbindet; ich habe beobachtet, daß, wenn ich unter keinem Schmerze leide, eine seltsame Stimmung, ein unerklärliches Gefühl wütender, quälender Ungebuld sich meiner bemächtigte, dem ich körperliche Schmerzen, welcher Art diese auch sein mögen, vorziehe.“ Diese Worte erklären die oft beobachtete Thatsache, daß Geistesranke sich mit grausamer Lust die seltsamsten und blutigsten Selbstpeinigungen auferlegen.\*) Sein Glauben an die prophetische Wahrheit seiner Träume ist so unerschütterlich, daß ihn derselbe veranlaßte, seine sonderbare Abhandlung *De Somniis* dem Drucke und der Öffentlichkeit zu übergeben. Seine Träume bestimmen seine Handlungen als Arzt; ge-

\*) Auch Byron gesteht, daß ihm die Anfälle des Wechselfiebers nicht unangenehm seien, da dem Aufhören des Fiebers und dem Verschwinden des Schmerzes immer eine angenehme Empfindung folgte.



horsam den Eingebungen seiner Träume wählt er sich eine Lebensgefährtin und geht an die Abfassung wissenschaftlicher Abhandlungen, wie zum Beispiel des Werkes Über die Verschiedenheit der Dinge (*Varietà delle cose*) und desjenigen Über die Fieberkrankheiten (*Sulle febbri*).\*)

Bis zu seinem vierunddreißigsten Lebensjahre war Cardano impotent. Ein Traum verleiht ihm mit einemmale die männliche Kraft und bezeichnet zugleich seine Gattin, die Tochter eines Straßenräubers, die ihm bis zu jenem Augenblicke nie zu Gesichte gekommen war! — Wie schon erwähnt wurde, ging sein Glauben an die Wahrheit seiner Traumbilder so weit, daß er sich von denselben in der ärztlichen Behandlungen seiner Kranken leiten ließ; er selbst gesteht dieses unverhohlen ein mit Bezug auf die Behandlung des Sohnes des Bartolomeo. — Unzählige Belege für diese krankhafte Geistesrichtung Cardanos stehen uns zu Gebote, die einen lächerlich, die andern seltsam, nicht wenige furchtbar. Wir wollen uns mit einem Beispiele begnügen, welches alle drei Eigenschaften in sich vereinigt und in Cardanos Traum von den Edelsteinen geboten wird.

Er stand damals in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre; es war im Mai 1560. Sein Sohn war als Giftmischer verurteilt worden. Kein grausamerer Schlag konnte die Seele des Vaters treffen. Wie sehr er mit allen Kräften seines heißen Herzens an dem Sohne gehangen, geht aus

\*) „Eines Tages vernahm ich im Traume süße Accorde, sanfte Töne. Ich erhebe mich und — siehe da! — die Frage über das Wesen der Fieberkrankheiten war mir gelöst. Wonach ich mit unendlicher Mühe fünfundzwanzig Jahre geforscht, das stand nun mit einem Male klar vor meinem Geiste.“ (*De Somniis*, cap. IV.)

„Im Traume ward mir eingegeben, dieses in einundzwanzig Teile geschiedene Buch zu schreiben. Die Wollust, welche ich in jenem Zustande empfand, und die, welche mir jene eingehenden Betrachtungen gewährten, war so groß, daß ich seitdem keinen ähnlichen Genuß mehr empfand,“ und so weiter. (*De Subtilitate* L. XVIII.)

den Zeilen jenes erschütternden Gedichtes hervor (De Morte filii), das er nach dem Tode seines geliebten Kindes schrieb. Er hatte diesen Sohn um so mehr geliebt, als er von demselben einen Enkel erhofft hatte, der ihm, dem Großvater, gleich sein würde. Das Urtheil, welches ihm den Sohn, den Stützpunkt seiner Liebe und seiner Hoffnungen raubte, schien ihm das Werk seiner gegen ihn verschworenen Feinde. Aber lassen wir ihn selbst reden.

„Ganz die Beute meines Schmerzes, suchte ich vergebens mich zu zerstreuen; vergebens nahm ich meine Zuflucht zur Wissenschaft, zum Spiel; vergebens biß ich mir meine Lippen und Arme blutig; meine Gedanken wollten keine andere Richtung annehmen. Schon war fast die dritte Nacht verflossen, ohne daß ich den Schlaf und die Ruhe hatte wiederfinden können. Zwei Stunden noch und der Tag mußte anbrechen. Da ward ich inne, daß ich in dieser Weise entweder sterben oder dem Wahnsinn zur Beute werden mußte und hat Gott, dieses irdische Leben von mir zu nehmen.“

Und — siehe da! — es überfällt mich der Schlaf, und während ich regungslos daliege, scheint es mir, als trete an mich eine Gestalt heran, deren genaue Umrisse die Dunkelheit mir nicht zu unterscheiden erlaubt.

„Mein Sohn,“ spricht sie, „welcher Schmerz drückt dich nieder? Nimm' den Edelstein, den du am Halse trägst und führe ihn an deine Lippen. So lange du ihn im Munde trägst, wirst du dich deines Sohnes nicht erinnern.“

Ich fuhr auf und öffnete die Augen. Welche Beziehung konnte zwischen dem Edelsteine und dem wohlthätigen Vergessen bestehen! Doch was blieb mir zu thun übrig, um dem Schmerze zu entfliehen. Eingedenk der heiligen Worte „Credidit et reputatum ei est ad justitiam“ führte ich den Stein an die Lippen. Mit einemmale verschwand aus meinem Geiste jeder Gedanke an meinen Sohn, und ich



versank wieder in Schlaf. Achtzehn Monate hindurch empfand ich die wohlthätige Kraft des Edelsteines. Nur, wenn ich sprach oder aß und daher genötigt war den Stein aus dem Munde zu entfernen, ergriff mich das alte Weh.“ (De Vita, XLIII. De Somniis, IV.)

Ist das nicht eine seltsame Kur, deren Vorwand dem Worte gioia (welches in italienischer Sprache sowohl „Freude“, als „Edelstein“ bedeutet) entspringt. Im übrigen hätte es bei Cardanus nicht der Eingebung eines übermenschlichen Wesens bedurft, um ihn auf den Gedanken derselben zu bringen, hatte er doch schon selbst, in seinen Werken, auf Grund des ähnlichen Klanges der Wörter, den Edelsteinen tröstende Kraft zugeschrieben.\*)

Am Ende seiner ruhelosen, unglücklichen Laufbahn unternimmt er es, gleich Rousseau und Haller, die Geschichte seines Lebens zu schildern; und hier sagt er mit Bestimmtheit den Tag seines Todes voraus. Ob er an diesem Tage den Tod fand oder sich ihm freiwillig in die Arme warf, um seine Prophezeiung nicht Lügen gestraft zu sehen, mag dahingestellt bleiben.

Was sollen wir von Torquato Tasso sagen? — Wenn Vergas Werkchen über die Lipemanie des Tasso unbekannt sein sollte, dem genüge dieser Brief: „Mein Trübsinn ist so tief und anhaltend, daß die andern mich nicht selten für wahnsinnig halten, und ich selbst genötigt bin, denselben heizupflichten, wenn ich nicht in stande bin meine Gedanken in meine Brust zu schließen und in lange Selbstgespräche ausbreche. Meine Geistesstörungen sind menschlich und dämonisch. Die menschlichen äußern sich in Klagen und Schreien, wie sie Männer und besonders Frauen ausstoßen, und in tierischem Lachen. Die dämonischen

\*) Die Edelsteine, welche man im Traume sieht, sind Symbole der Kinder, und unerwarteter, freudiger Begebnisse, denn gioiro in italienischer Sprache heißt „freudig genießen“. (De Somniis, cap. 21, und De Subtilitate, Seite 338.)

äußern sich in Gesängen u. s. w. Nehme ich ein Buch zur Hand, um meine Kenntnisse zu bereichern, so klingen laute an mein Ohr, unter denen ich den Namen Paolo und Fulvia unterscheide.“ (1739, II, 69.)

Im *Messaggiero*, der gegen Ende der Ausdruck einer wahren Hallucination ist, gesteht der Dichter unverhohlen, daß er irrsinnig sei und schreibt dies dem übermäßigen Genuß des Weines und der Liebe zu. Ich glaube, daß er sich im *Tirsi* der *Annitta* selbst schilderte, und ganz besonders in jener wunderschönen Strophe, welche *Roussseau*, über jede andere Dichtung hochschätzte:

Vivrà fra i miei tormenti e fra le cure,  
 Mio giusta furie, forsennato errante;  
 Paventerò l'ombra solinghe e scure  
 Che il primo error mi recheranno avanti;  
 E del sol che scopri le mie sventure  
 A schivo ed in orror avrò il semblante:  
 Temerò me medesimo, e da me stesso  
 Sempre fuggendo, avrò me sempre appresso. (XII. 77.)

(Leben werde ich in meinen Qualen und umherirren, getrieben von den Sorgen, die wie Furien mich verfolgen, Fürchten und meiden werde ich den Schatten einsamer und dunkler Orte, die mir den ersten Fehltritt in das Gedächtnis zurückerufen. Mit Grauen werde ich mich abwenden vom Anblick der Erde, die mein Unglück sah. Mich selbst werde ich fürchten, und fort und fort strebend mir selbst zu entfliehen, werde ich dennoch mir selbst stets gegenwärtig sein.)

Eines Tages, unzweifelhaft in halluciniertem Zustande oder in einem Anfälle wahnsinniger Wut zog er den Dolch und wollte einen eben in das herzogliche Zimmer tretenden Diener durchbohren. Der toskanische Gesandte, welcher zugegen war, erzählt, daß man nach diesem Ereignis den Dichter einkerkerterte, weniger um ihn zu strafen, als um ihm Zeit zur Heilung und Genesung zu geben.

Der Unglückliche durchzog verschiedene Länder, weilte im Schoße verschiedener Nationen, aber die trüben Bilder und qualenden Gedanken verließen ihn nicht. Grundlose Ge-



wissensbisse verbitterten sein Leben. Die Furcht vor dem Gift, die Schrecken der Hölle, die er durch sein häretisches Wesen verdient zu haben glaubte, verfolgten ihn allenthalben. In dreien seiner Briefe klagt er sich wegen seiner Abweichungen von den Glaubenslehren der Kirche dem „allzu nachsichtigen Inquisitor“ an (133, 123, 89).

An den Arzt Cavallero schreibt er in folgenden Ausdrücken:

„Lästige, langweilige Gedanken verfolgen mich unaufhörlich, und meine Einbildungskraft ängstigt mich stets mit neuen Bildern. Zugleich leide ich an großer Gedächtnisschwäche. Ich bitte Sie daher, geehrter Herr, die Pillen, welche Sie mir verordnen werden, so einrichten zu wollen, daß dieselben auch auf mein Gedächtnis eine günstige Wirkung üben.“

An Gonzago schreibt er:

„Ich bin wahnsinnig und wundere mich, daß Sie bisher noch nicht Kunde erhielten von dem, was in meinem Innern vorgeht. Der Gedanke an Ehren und Günstbezeugungen der Menschen, Fürsten und Könige erfüllt mich; ich stelle mir dieselben vor, wie ich sie empfangen möchte, und ändern sich meine Wünsche, so modelle ich diesen gemäß die eingebildeten Ehrenbezeugungen um.“

Dieser sonderbare Brief beweist uns, wie im Geiste des unglücklichen Dichters die traurigen und schmerzlichen Gedanken mit andern freudigen abwechselten; doch behielten die traurigen das Übergewicht, wie nur allzuwohl aus den folgenden Zeilen eines seiner Sonette hervorgeht:

Lasso che questa, al mio pensier, figura  
Ora torbide, or meste, or liete e chiare  
Larve, colle quai spesso, o, che mi pare,  
Inerme ho pugna, perigliosa e dura.  
Opra è questa d'incanto — o mia paura.  
È la mia maga.

(Müde bin ich der bald verworrenen, bald deutlichen, bald frohen, halb trübten Gestalten, mit welchen ich oft — wenigstens so scheint es

mir — hart und schwer zu kämpfen habe. Es ist ein Werk des Zaubers, — oder meiner Furcht.)

Die letzten Worte lassen den Zweifel durchblicken, welcher der Kraft seines großen und an den Anblick der Wahrheit gewohnten Geistes entspringt und sich Bahn bricht durch die Nacht des Deliriums. Aber ach! Nur zu bald erlosch auch dieser Zweifel.

Wenige Tage nachdem er die oben angeführten Verse gedichtet, schreibt er an Cattaneo: „Ich bedarf mehr als des Beistandes eines Arztes, denn mein Übel ist ein Werk magischer Künste. Von dem Geiste des Irzsinns, der von mir Besitz ergriffen, will ich Ihnen schreiben. Es ist ein kleiner diebischer Schelm, der mir viele Thaler geraubt, alle Bücher und Kisten in Unordnung gebracht und Schlüssel entzogen hat. Vor seinen Streichen weiß ich mich nicht mehr zu schützen. — Stets bin ich unglücklich, doch ist in der Nacht mein Zustand schmerzlicher als am Tage. Und immer noch bin ich ungewiß, ob mein Übel eine Geisteskrankheit sei.“

In einem andern Briefe Tassos heißt es: „Wache ich, so wähne ich leuchtende Feuer in der Luft wahrzunehmen. Zuweilen sind meine Augen so entzündet, daß ich fast fürchte das Gesicht zu verlieren. Dann wieder scheint es mir als drängen geräuschvolle Laute, schrille Pfliffe, Glockenklang und das gleichzeitige Ticken vieler Uhren auf mich ein. Im Schlafe oft glaube ich, ein Pferd stürze sich auf mich und werfe mich nieder, oder ekelerregende Tiere bedeckten meinen Leib. Alle Glieder meines Körpers fühlen die Wirkung dieses Zustandes und mein Kopf wird schwer; und inmitten so vieler Schmerzen und beängstigender Qualen erscheint mir dann nicht selten das Bild der heiligen Jungfrau, jung und schön mit ihrem Sohne, welcher eine Strahlenkrone trägt, auf dem Arme.“

Nachdem er aus dem Krankenhause entlassen worden, erzählt er demselben Cattaneo, „daß jener Geist, der von



ihm Besitz genommen, sich gewisser Briefe bemächtigt habe, in welchen von ihm die Rede gewesen sei.“ „Und,“ fügte Tasso hinzu, „das ist eines jener Wunder, welches ich im Spital mit eigenen Augen vor sich gehen sah. Ich glaube daher annehmen zu dürfen, daß alles was mit mir vorgeht das Werk eines Zauberers ist. Es fehlt mir nicht an Gründen, um diese meine Annahme zu stützen, vor allem erinnere ich mich eines Brotes, welches mir um die dritte Stunde augenscheinlich und ganz offen weggenommen wurde.“

Als Tasso fieberkrank darniederlag, genügte ihm eine Erscheinung der Jungfrau Maria, um plötzlich zu genesen und der Gottesmutter in einem Sonette seinen Dank auszusprechen. Er wähnt den Genius vor sich zu haben, redet zu ihm, berührt ihn fast mit der Hand und schreibt ihm sehr viele Gedanken zu, die er, Tasso, allein nicht würde hervorgebracht haben.

Swift, der Erfinder der Ironie und des Humors, hatte schon in seinen Jugendjahren vorausgesagt, daß er im Wahnsinn enden werde. Als er einst mit Young in einem Garten spazieren ging, sah er einen Baum, dessen Gipfel und höchste Zweige ganz entlaubt waren. Swift blieb stehen und indem er sich an seinen Begleiter wandte, sagte er: „Mir wird es ergehen wie jenem Baume. In mir wird zunächst der Kopf sterben.“ Ehrgeizig bis zum Wahnsinn in Gesellschaft der Großen, besuchte er dennoch die schmutzigsten Kneipen und belustigte sich in der niedrigsten Gesellschaft. Er war Priester, was ihn jedoch nicht hinderte religionsfeindliche Bücher zu schreiben. Von ihm sagte man, daß es unumgänglich nötig wäre, ihn zu taufen, ehe man ihn zum Bischöfe ernannte. Er selbst nennt sich

*Vertiginosus, surdus, inops, male gratus amicis*

und bei dem Tode seiner geliebten Stella jammert er in tiefem Schmerze; — und dennoch arbeitet er eben in diesen Augenblicken an seinen burlesken Briefen über die

Mägde. Einige Monate später verliert er das Gedächtnis und ihm bleibt nichts als seine beißende Redegewandtheit. Dann ward er zum Menschenfeind. Er bringt ein volles Jahr zu ohne zu reden, ohne zu lesen, ohne mit irgend jemand zu verkehren. In täglichen Spaziergängen legt er jedesmal einen Weg von wenigstens zehn Stunden zurück. Oft weist er jede Speise von sich; niemals setzt er sich zum Essen nieder. Betritt jemand sein Gemach, so ergreifen ihn furchtbare Wutausfälle. — Endlich entwickelten sich bei ihm mehrere Geschwüre und in demselben Maße wie diese reiften, schien sein geistiger Zustand sich zu bessern. In dieser leider nur sehr kurzen lichten Periode hörte man ihn mehr denn einmal wiederholen: „Ich bin wahnsinnig.“ Bald darauf fiel er wieder in seinen frühern geisteskranken Zustand zurück. Nur sehr selten noch schien in ihm eine gewisse ironische Kraft zu wohnen, nachdem die Vernunft schon längst erloschen war. Im Jahre 1742 wurden Freudenfeuer ihm zu Ehren angezündet. Lange betrachtete er die nächtlichen Flammen ohne ein Wort zu äußern. Endlich brach er in die Worte aus: „Es sind alles Narren, die sich mit nichts anderem beschäftigen sollten.“

In seinem Todesjahre, 1745, war er ganz dem Wahnsinn zur Beute geworden. In seinem schon seit vielen Jahren abgefaßten Testamente vermachte er 11,000 Pfund Sterling den Wahnsinnigen. Eben daselbst bestimmt er seine Grabchrift, welche die grausamen Qualen, die sein Geist im Leben erduldet, zusammenfaßt:

„Hier ruht Jonathan Swift, hier wo Jorn und Entrüstung sein Herz nicht mehr zerreißen . . .“

Mit Recht hat man geschrieben, daß Newton durch die Kraft seines Geistes das ganze Menschengeschlecht unter sich zu beugen vermöge. Und dennoch, auch dieser große Mann wurde in seinem Alter von einer wirklichen Geisteskrankheit ergriffen, die, wengleich schwächer als die früher erwähnten,



ihn jedenfalls bei der Abfassung seiner Chronologie, der Apokalypse und der Briefe an Bentleys beeinflusste. Und wie verschieden sind diese Werke von den ernst, verdienstvollen Schöpfungen seiner früheren Jahre.

Nachdem im Jahre 1693 zum zweitenmale sein Haus abgebrannt war und nachdem er viele Monate unausgesetzt geistig gearbeitet, stattete er dem Erzbischofe einen Besuch ab und dieser erstaunte über die unzusammenhängenden, sonderbaren Reden, welche der große Gelehrte bei dieser Gelegenheit führte. Seine Freunde, denen dies nicht entgangen war, führten ihn in seine Wohnung zurück, wo sie ihn mit eifersüchtiger Sorgfalt überwachten. In jenen Tagen auch war es, daß der schlichterne Newton (der, wenn er im Wagen fuhr, sich stets an beiden Seiten des Gefährts mit den Händen krampfhaft anklammerte) sich veranlaßt fühlte, herausfordernde Worte gegen Villars zu sprechen; er behauptete, er werde sich in den Cevennen mit demselben messen. Nicht lange nachher verfaßte er die unten angeführten beiden Briefe. Die verworrene, dunkle Ausdrucksweise, welche sich in denselben vorfindet, bezeugt nur allzu klar, daß er nur teilweise von seiner Geistesstörung und dem Verfolgungswahnsinn genesen war.

An Locke:

„Weil ich geglaubt, Ihr hättet mich durch Weiber und sonstige Lockmittel fesseln und binden wollen, wünschte ich Euern Tod, als ich vernahm, daß Ihr erkrankt wäret. Ich bitte Euch nun um Verzeihung für diesen Gedanken und auch dafür, daß ich Euer Werk über die Ideen und dasjenige, welches Ihr im Begriffe seid zu veröffentlichen, als gefährlich und unmoralisch bezeichnete. Ich hielt Euch für einen Anhänger Hobbes. Ich bitte Euch um Verzeihung, gedacht und laut behauptet zu haben, daß Ihr mir eine Anstellung verkaufen und mich in Verwirrung hättet bringen wollen.

Euer unglücklicher Newton.“

Klarer lauten die Worte an Pëpy:

„Den ganzen Winter habe ich bei dem warmen Ofen zugebracht und dadurch meine ganze Lebensweise in Verwirrung gebracht; eine epidemische Krankheit, von welcher ich ergriffen wurde, steigerte diese Verwirrung bis auf ihren Höhepunkt. Vierzehn Tage hindurch war es mir nicht möglich, eine Stunde Schlaf zu finden; fünf Tage hindurch schlummerte ich nicht einmal eine Sekunde (das erinnert an den Mathematiker!). Ich erinnere mich, an Euch geschrieben zu haben, was aber mein Brief enthielt, habe ich vergessen. Wenn Ihr mir die fragliche Stelle aufzeichnen und übersenden wollt, werde ich Euch dieselbe erklären.“

Zu jener Zeit war es auch, als er jedem, der ihn über irgend einen Punkt seiner Werke befragte, antwortete: „Wendet Euch an *Molire*; er weiß mehr darüber als ich.“

Derjenige, welcher, ohne ein Irrenhaus zu besuchen, sich eine richtige Vorstellung der innern Qualen zu machen wünscht, denen der Trübsinnige unterworfen ist, der werfe einen Blick in die Werke *Rousseaus* und würdige besonders die letzten Arbeiten desselben, die Bekenntnisse, die Gespräche und die Träumereien, einer genauern Durchsicht.

In den Bekenntnissen heißt es:

„Groß ist die Macht meiner Leidenschaften und wenn sich dieselben in mir regen, kenne ich keine Rücksichten, keine Liebe mehr. Den Gegenstand meiner Erregung bemerke ich kaum. Der ganze Aufruhr dauert nur einen Augenblick und ist dieser vorüber, so breche ich erschöpft und kraftlos zusammen. — Ein Bogen Zeichenpapier übt auf mich eine größere Anziehungskraft aus, als der Anblick des Geldes, mit dessen Hilfe ich das Papier erwerben könnte! Sehe ich einen Gegenstand, so bin ich versucht mir denselben anzueignen; das Mittel hingegen, mit dessen Hilfe ich in den Besitz jenes Gegenstandes gelangen könnte, reizt mich nicht. — Selbst jetzt noch ziehe ich vor, mich



ohne weiteres irgend einer unbedeutenden Sache, die mir vor Augen kommt, zu bemächtigen, als den Besitzer um dieselbe zu bitten.“

Hier sehen wir mit Klarheit die Grenzlinie gezeichnet, welche den Kleptomaneu vom Diebe scheidet. Der Kleptomane raubt aus Instinkt, aus natürlicher Neigung; der Dieb läßt sich von berechnender Habsucht leiten. Ersterer strebt nach einem beliebigen Gegenstand, welcher Eindruck auf ihn macht; letzterer sucht nur den Wertgegenstand.

„Ich bin der Sklave meiner Sinne,“ fährt Rousseau fort. „Nie vermochte ich dem Stachel derselben zu widerstehen; der unbedeutendste Genuß, der unmittelbar vor mir steht, reizt mich mehr als alle Freuden des Paradieses.“

In der That fällt Rousseau, um eines Frühstück's beim Vater Pontierre willen, von der Religion, in welcher er geboren war, ab und begiebt sich in den Schoß der katholischen Kirche. Eine leichte Regung des Efels bewegt ihn, auf offener Straße seinen kranken Freund zu verlassen.

Rousseau besaß nicht nur Leidenschaften von krankhafter Heftigkeit; auch sein Geist zeigt sich seit seinen frühesten Jahren verdorben und ungesund, was deutlich aus folgendem Bekenntnisse hervorgeht:

„Meine Einbildungskraft ist nie fruchtbarer an heiteren Bildern, als wenn ich mich in übler Lage befinde. Mein Geist vermag nicht die wirklich angenehmen Begebnisse, welche mir zustoßen, zu verschönern; dagegen kann er sehr wohl eingebilbete Dinge in ein reizendes Gewand kleiden. — Den Frühling warm und schön zu schildern, gelingt mir nur im Winter.“

Dieses Geständnis mag die Thatsache erklären, daß Swift, jener andere Narr, seine lustigsten Briefe schrieb, als er um Stella trauerte. Es mag auch erklären, warum sowohl Rousseau als auch Swift mit so großer Fertigkeit Unsinntiges zu schildern vermochten.

„Die wirklichen Übel ergreifen mich nur wenig, mehr erschüttern mich diejenigen, welche ich mir einbilde; ich füge mich denjenigen, welche mich bedrücken, nicht aber denjenigen, welche ich befürchte.“ Wir sagen, daß hiermit der Grund ausgesprochen ist, warum gewisse Menschen aus Furcht vor dem Tode sich zum Selbstmord hinreißen lassen.

Kaam hatte er sich der Lektüre medicinischer Bücher hingegeben, so glaubte er unter allen Krankheiten zu leiden, welche er in diesen Werken beschrieben fand. Schließlich gerät er auf den Gedanken, er habe ein Fleischgewächs am Herzen. Er wundert sich, daß ihn der Tod nicht schon längst dahingerafft habe.

„Es war dies eine Sonderbarkeit,“ so bekennt er selbst, „der Ausbruch eine müßige, übertriebene Empfindlichkeit, die keinen würdigeren Gegenstand fand als diesen.“

„Es giebt Augenblicke, in welchen ich so wenig mir selbst gleiche, daß man mich leicht für einen Menschen von ganz verschiedenem Charakter halten könnte. Bin ich ruhig, so giebt es kein Wesen, das schüchterner und gleichgiltiger gegen alles ist, als ich; in solchem Zustande vermag ich keinen meiner Gedanken auszudrücken; — bin ich erregt hingegen, so finde ich gleich, was ich zu sagen habe; langsam und dumpf gähren die Gedanken in meinem Geiste und gelangen stets nur zum Ausdruck, wenn die passende Gelegenheit dazu entflohen ist.“

„Die sonderbarsten, unvernünftigsten, kindischsten Pläne und Vorschläge gefallen mir; sie scheinen mir ausführbar und ich lasse mich von denselben verleiten (Bekanntnisse, dritter Teil). In der That, im Alter von achtzehn Jahren begab er sich mit einem Freunde auf Reisen. Sie waren im Besitze eines kleinen mechanischen Springbrunnens, und beide, vor allem Rousseau, glaubten, indem sie die Vorrichtung den Bauern zeigten, nicht nur Leben, sondern sogar reich werden zu können.“



Mit diesen Anlagen ausgerüstet, durchläuft der unglückliche Rousseau fast die ganze Stufenleiter der menschlichen Künste, von den edelsten bis zu den niedrigsten. Um Geld sagt er sich von dem Glauben seiner Väter los. Bald ist er Uhrmacher, bald Gaukler, bald Musiklehrer, bald Maler, und dann wieder Kupferstecher, Diener und angehender Gesandtschaftssekretär. Auf dem Gebiete der Litteratur und der Wissenschaften wirft er sich auf die Medicin, auf die Musik, auf die Theologie und Pädagogik.

Das Übermaß geistiger Arbeit, das um so schädlicher ist für einen Menschen, dessen Gedanken sich langsam und schwer entwickeln, der Stachel eines stets wachsenden Ehrgeizes, verwandelten nach und nach bei ihm die Hypochondrie in Trübsinn und machten ihn schließlich zum Irrsinnigen.

„Meine Aufregung,“ schreibt er, „mein Zorn legten sich nicht; zehn Jahre dauerte mein Delirium und noch immer ist die Ruhe nicht in mein Inneres zurückgekehrt!“

Die Ruhe! Wie kann er noch von Ruhe reden, wenn sein nunmehr chronisch gewordenes Übel ihm nicht mehr gestattete, auch nur auf kurze Augenblicke sein wirkliches Unglück von einem eingebildeten zu unterscheiden.

Und in der That, er zieht sich von der großen Welt zurück, in der er sich nie behaglich gefühlt und flüchtet in die Einsamkeit. Aber bis auf das Land verfolgt ihn das Bild des städtischen Lebens. Der Ehrgeiz und der Tumult der Welt trübten für ihn die Frische der Natur. Vergebens sucht er sich in den Wäldern zu vergraben, überallhin verfolgt ihn das Auge und der Ruf der Menge (Reveries). Mit Recht erinnern wir uns hier wieder des schon angeführten Verses des großen Tasso:

. . . . . e da me stesso  
sempre fuggendo, avrò me stesso sempre presente.

(und stets fliehend vor mir selbst, bin ich mir selbst stets gegenwärtig.)

Gewiß dachte Rousseau an diese Worte, als er einst Corancez gegenüber äußerte, Tasso sei sein Prophet gewesen. Später glaubt er, „die Könige von Preußen, England und Frankreich, alle Herrscher, die Frauen, die Priester und die Menschen überhaupt, verlegt von einigen in seinen Werken enthaltenen Sätzen, hätten sich miteinander verbunden und ihm einen fürchtbaren Krieg erklärt.“ Der Wirkung oder dem Scheine dieses Krieges schreibt er das innere Mißbehagen zu, unter welchem er leidet.

Ein einziges haben seine Feinde übersehen, meint er. Sie haben nicht daran gedacht, ihm all' das Weh' nach und nach zuzufügen, damit er es Schluck für Schluck kosten könne (Rèveries). Das Meisterwerk seiner Feinde indes scheint ihm darin zu liegen, daß sie ihn quälen, während sie ihn mit Lob und Wohlthaten überhäufen.

Noch mehr! Seine Feinde, nach seiner Meinung, gingen so weit, die Gemüsehändler zu bestechen und so zu bewegen, daß dieselben ihm ihre besten Waren zu herabgesetztem Preise lieferten! — Es war unzweifelhaft, daß seine Gegner ihm auf diese Weise seine feige Trägheit und ihre eigene Großmuth fühlbar machen wollten. (Dialogues.)

Während seines Aufenthaltes in London geht sein Zerrfitt in Anfälle wirklichen Wahnsinns über. Er bildet sich ein, Choiseul stelle Nachforschungen nach ihm an, um ihn festnehmen zu lassen; und er läßt im Gasthof Geld und Gepäck im Stich und flieht der Kiste zu. Wo er einkehrt, befriedigt er den Wirt mit Stücken silberner Löffel. Angekommen am Strande des Meeres, findet er, daß ungünstige Winde wehen und glaubt, auch dies sei eine Wirkung des gegen ihn gerichteten Komplotts. Er gerät in heißen Zorn und vom Gipfel eines Hügels redet er in schlechtem Englisch die aus Barton herbeigeströmte Menge an, welche erstaunt und, wie er selbst glaubt, gerührt seinen Worten lauscht. (Dialogues.)

Er kehrt nach Frankreich zurück, findet aber, daß seine



unsichtbaren Feinde, die ihn überall belauern und jede seiner Handlungen mißdeuten, noch regsam sind. Liest er eine Zeitung, so sagen sie, er zettle eine Verschwörung an; atmet er den Duft einer Rose ein, so argwöhnen dieselben unzweifelhaft, daß er nach einem Gifte forsche, um sie zu zerstören. — Alles wird ihm zum Verbrechen angerechnet; um ihn besser beobachten zu lassen, stellen sie an die Thüre des von ihm bewohnten Hauses einen Bildhändler — und richten es so ein, daß die Hausthüre nur noch angelehnt werden kann, — niemand betritt seine Wohnung, ohne daß vorher an der Schwelle geklüstert worden sei. — Seine Feinde bestechen den Wirt des Kaffeehauses, das er zu besuchen pflegt, bestechen seinen Friseur, seinen Wirt und so weiter. Sein Stiefelputzer hat keine Glanzwichse mehr, wenn er ihn auffordert, seine Stiefel zu putzen. Der Fährer, welcher den Verkehr zwischen den beiden Ufern der Seine vermittelt, hat keinen Nachen mehr zur Verfügung, wenn er, Rousseau, verlangt, übergesetzt zu werden. Schließlich bittet er, daß man ihn einkerfere, und dieses sogar wird ihm abgeschlagen. Endlich um ihm die letzte Waffe, welche ihm noch übrig bleibt, um ihm das letzte Verteidigungsmittel, die Presse, zu rauben, lassen seine Gegner einen Buchhändler, welcher ihm unbekannt ist, verhaften und in der Bastille einkerfern.

„Der Gebrauch, in der Fastenzeit eine Stroh puppe zu verbrennen, war abgeschafft worden. Derselbe wurde wieder aufgenommen, unzweifelhaft nur um ihn, Rousseau, lächerlich zu machen, um ihn in offizie verbrennen zu können. Glichen die Kleider jener Puppe nicht in der That denjenigen, welche er, Rousseau, zu tragen pflegte?“ (Dialogues.)

Auf dem Lande begegnet er einem Knaben, welcher ihm freundlich und schmeichelnd entgegenlächelt. Rousseau neigt sich, um dem Kinde zu antworten. Aber siehe da! vor seinem Auge taucht die Gestalt eines Mannes auf, dessen

boshafte Gesichtszüge (sonderbares Kennzeichen!) ihn so gleich einen von seinen Feinden gesandten Spion erkennen lassen.

Unter dem Einbrude dieses Verfolgungswahnsinns schreibt er seine *Dialogues sur Rousseau jugé par Rousseau*, in denen er, um seine unzähligen Gegner und Verfolger zu versöhnen, eine eingehende, wahrheitsgetreue Schilderung seiner Hallucinationen entwirft.

Um dieser seiner Verteidigungsschrift möglichst große Verbreitung zu verschaffen, begann er — und hierin handelt er ganz wie ein Geisteskranker — jedem Straßengänger ein Exemplar derselben zu verabreichen, ausgenommen alle diejenigen, deren Gesichtsausdruck ihm verriet, daß sie seinen Verfolgern ergebene Spione waren. — Die Schrift war an alle „die Gerechtigkeit liebenden Franzosen“ gerichtet. Sonderbarerweise, trotz oder eben wegen dieses Titels, fanden sich nur wenige, welche die Schrift bereitwillig entgegennahmen; nicht wenige wiesen dieselbe zurück!

Nachdem nun Rousseau jedes Vertrauen zu den Menschen verloren hatte, wandte er sich, gleich wie Pascal, in einem im zärtlichsten und vertraulichsten Tone geschriebenen Briefe an Gott selbst. Und um sicherer zu sein, daß der Brief an seine Adresse gelange — man achte hier auf den rein irrsinnigen Gedankengang des Verfassers — und des göttlichen Schutzes gewiß zu sein, legt er den Brief mit dem Manuskript der *Dialogues* unter den Hauptaltar der Kirche Notre Dame de Paris, als ob der Gott und Schöpfer des Universums, der Gott der Philosophen sich herniederlassen könnte, unter der Kuppel eines menschlichen Domes zu wohnen.

Nach alledem was hier angeführt worden ist, dürften Voltaire und Corancez wohl nicht Unrecht gehabt haben, als sie äußerten, Rousseau sei wahnsinnig und habe es selbst eingestanden. An vielen Stellen der Bekenntnisse und in



zahlreichen Briefen Grimms findet man ferner Andeutungen, welche sich auf eine Blasenlähmung und Samenfluß beziehen, welche Übel jedenfalls, das Rückenmark in Mitleidenschaft zogen und mithin die Anlage zum Trübsinn in dem unglücklichen Schriftsteller nur verschlimmern konnten.

Es ist noch nicht lange her, so schied Lenau, der größte Lyriker der Jetztzeit, im Irrenhaus zu Döbling, aus dem Leben. Seit seinen Kinderjahren war der Geist dieses Dichters ein Gemisch von Genie und Irrsinn gewesen.

Lenau ward geboren als der Sohn eines stolzen und lasterhaften Patriciers und einer trübsinnigen, sehr empfindsamen und strengreligiösen Frau. Schon als Kind zeigte er einen Hang zum Trübsinn, zur Musik und zum Mysticismus. Er gab sich dem Studium der Medicin, der Rechte und vor allem der Musik hin. Im Jahre 1831 bemerkte Kerner, daß sein Geist in der auffallendsten Weise zwischen sanfter Traurigkeit und düsterm Trübsinn hin- und herschwankte, und daß er zuweilen ganze Nächte allein im Garten zubrachte und allein sein geliebtes Instrument spielte.

„Ich fühle mich zum Unglück gleichsam magnetisch hingezogen,“ schreibt der Dichter später selbst an seine Schwester. „Der Dämon des Wahnsinns treibt sein Wesen in meinem Herzen. Dir, meiner Schwester, die du mich darum nicht weniger innig lieben wirst, will ich es gestehen: ich bin wahnsinnig.“

Seiner Dämon des Wahnsinns treibt ihn an, nach Amerika zu gehen, und er unternimmt diese Reise fast ohne Zweck und Nothwendigkeit. Er kehrt zurück und wird allseits festlich und mit Jubel empfangen, aber der Hang zur Traurigkeit, die Hypochondrie (es sind Lenaus eigne Worte, die wir hier anführen) hat sich tief in sein Herz eingebissen; nichts vermag mehr die Wunde zu heilen. (Schurz, Lenaus Werke, 1. Band, Seite 275.)

In der That erkrankt er an einem Herzübel, von

welchem er nur unvollkommen geheilt wird, und hierauf verläßt ihn sein alter Freund, der Schlaf, welcher bisher allein seine Leiden zu mildern vermocht hatte. Schreckliche Bilder ängstigen jede Nacht den unglücklichen Dichter.

„Man könnte glauben,“ so schreibt er und bedient sich der Redeweisen, die so oft in den Irrenhäusern widerhallen, „man könnte glauben, daß der Teufel in meinem Leibe förmliche Jagd abhalte; es ist mir als klänge Hundegebell in demselben und ein dumpfes Echo der Hölle. Ohne Scherz, es ist zum Verzweifeln.“

Der menschenfeindliche Zug, den wir schon in Haller, Swift, Cardano und Rousseau bestätigten, erscheint auch bei Lenau, von allen Symptomen des Wahnsinns begleitet, um das Jahr 1840. Die Menschen flößen ihm Furcht, Scham und Widerwillen ein. Während ganz Deutschland ihn Triumphbogen baut, ihn zu seinen Festlichkeiten ladet, flieht er zurück, und ohne Grund und ohne Ziel durchzieht er ein Land nach dem andern. Ganz ohne Ursache wird er halb ungeduldig, halb gerät er in Zorn. Er fühlt sich unfähig zur Arbeit gleich einem Menschen, dem, wie er sich selbst ausdrückt, non est ferumum sinciput. Sein Appetit wird schwach wie sein Gehirn. Mit seltsamem Wohlbehagen kehrt er zum Mysticismus seiner Kindheit zurück. Er nimmt sich vor, die Gnostiker zu studieren und die Geschichten der Hexen und Hexenmeister zu lesen, die er in seiner Jugend andern Büchern vorzog. Inzwischen verschlingt er, unausgesetzt rauchend, große Mengen Kaffee.

„Es ist unglaublich,“ bemerkt er, „wie die neuen Gedanken in mir sich regen, während ich mich bewege oder auch nur eine neue Cigarre anzünde.“ Er schreibt ganze Nächte hindurch, und unermüdlich weiterreisend kreist er durch die Welt, und findet dabei Zeit, den Gedanken zum Theil zu fassen und dieses vorzubereiten, Pläne zu großen Werken zu entwerfen. Zur Ausführung seiner Vorätze und Entwürfe aber gelangt er nicht.



Sein großer Geist lag in den letzten Zügen, als er im Anfang des Jahres 1844 immer häufiger über unausgesetztes Schwitzen und über außerordentliche Schwäche zu Klagen begann.

„Das Licht,“ so ruft er, „das Licht beginnt zu schwinden.“ Die Muskeln seiner linken Hand, des Auges und beider Wangen werden plötzlich von Lähmung befallen, und um eben dieselbe Zeit finden sich in seinen Schriften zahlreiche Verstöße gegen die Rechtschreibung und nicht selten Begriffsverwirrungen und Wiederholungen desselben Wortes. So schreibt er zum Beispiel: Wie gut es mir gut anstatt: wie gut es mir geht.

Am 12. Oktober desselben Jahres ergreift ihn plötzlich mit unbezähmbarer Heftigkeit der Wunsch, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Als er sich an der Ausführung seines Vorhabens gehindert sieht, gerät er in wilden Zorn, schlägt um sich, zertrümmert alles was er findet und verbrennt seine Manuskripte. Nach und nach jedoch legt sich seine Aufregung, die Vernunft kehrt in ihn zurück und es gelingt ihm sogar, jenen schrecklichen Anfall bis in die geringsten Einzelheiten zu beschreiben in dem schauervollen, chaotischen Gedicht, welches den Titel Traumgewalten trägt. Doch dieser lichte Augenblick seines Geistes war kurz wie ein Blitzstrahl in finsterner Nacht. Es war der Genius, welcher wie Schilling treffend sagte, zum letztenmale den Irzsinn überwindet und niederkämpft. In der That verschlimmerte sich nunmehr der Zustand des Dichters von Tag zu Tag. Auf einen neuen Anfall der Selbstmordmanie folgt jener Zustand verhängnisvoller Behaglichkeit, welcher der Vorläufer der sich stetig entwickelnden Lähmungen ist.

„Ich genieße das Leben,“ so sagt er. „Ich freue mich, daß auf die schrecklichen Bilder, die mich früher verfolgten, jetzt frohe, entzückende Gestalten gefolgt sind.“

Er bildete sich ein, die Walhalla habe ihn aufgenom-

men, wo er Goethe gefunden; er wählte auch König von Ungarn geworden und als Sieger aus vielen Schlachten hervorgegangen zu sein.

Im Jahre 1845 verlor er den Geruchssinn, welcher bisher bei ihm sehr ausgebildet gewesen war. Seine über alles geliebten Weilschen reizten ihn nicht mehr; seine alten Freunde vermag er nicht mehr wieder zu erkennen.

Trotz des traurigen Zustandes, in welchem er sich befindet, rafft er sich noch einmal zu einem lyrischen Gedichte zusammen, welches zwar übertrieben mystischen Charakters ist, doch an dichterischer Schönheit sich den andern Schöpfungen des Dichters würdig zur Seite stellt.

Eines Tages als man ihn vor das Brustbild Platos geführt, brach er in die Worte aus:

„Das ist der Mann, welcher die dumme Liebe erjunden hat.“

Ein andermal hörte er jemanden sagen:

„Hier wohnt der große Lenau.“

„Jetzt ist Lenau klein, sehr klein geworden,“ antwortete der Unglückliche dem unbekanntem Sprecher, brach in bitteres Weinen aus und war lange untröstlich.

„Lenau ist unglücklich!“ so lauten seine letzten Worte. Er verschied am 21. August 1850. Die Leichenschau ergab nur ein wenig Serum (Blutwasser in den Herzkammern) und eine schon weit vorgeschrittene Entzündung des Herzbeutels.

Wenige Jahre nach Lenau verschied in demselben Irrenhaus zu Döbling ein anderer großer Mann, der berühmte Graf Széchenyi, der Schöpfer der Donauschiffahrt, der Gründer der ungarischen Akademie, der Förderer der ungarischen Revolution im Jahre 1848. Als die Erhebung in vollem Gange war, wandte sich einst Széchenyi, obgleich Minister, an Kossuth mit der Bitte, ihn nicht aufzuknüpfen zu lassen. Allgemein glaubte man, Graf Széchenyi habe sich einen Scherz erlaubt. Aber man täuschte sich. Der edle



Graf sah das Unglück voraus, welches seinem Vaterlande bevorstand. Ungerechterweise schrieb er sich einen Theil der Schuld an jenem Unglücke zu und ward vom Verfolgungswahnsinn ergriffen, welcher bei ihm bald in Wutanfälle und Selbstmordmanie ausartete. Nach dieser ersten Periode seiner Geisteskrankheit fiel er in einen verhältnismäßig ruhigen Zustand zurück. Doch war er für einen Diplomaten und Verschwörer unbegreiflich gesprächig geworden; sowohl die Idioten und die Zerrinnigen, welche das Irrenhaus bewohnten, als auch, was bedenklicher war, Feinde seines Vaterlandes kamen und lauschten gierig und erstaunt der Litanei seiner eingebildeten Schandthaten, die er nicht milde wurde ihnen zu erzählen.

Im Jahre 1850 erwachte in ihm wieder die alte Liebe zum Schachspiel und schlug ebenfalls in Wahnsinn über. Man war genöthigt, einen armen Studenten zu besolden, der sich verpflichten mußte, zehn bis zwölf Stunden ununterbrochen mit dem ehemaligen Staatsmanne Schach zu spielen. Der arme Student wurde wahnsinnig über seiner Aufgabe, während Széchenyis Zustand sich besserte. Der Ekel, welchen letzterem der Anblick und die Berührung mit den Menschen, selbst mit seinen nächsten Verwandten eingestößt hatte, begann abzunehmen.

Von diesem Widerwillen gegen alles Menschliche blieb nur ein unbehagliches Gefühl zurück, welches sich seiner bemächtigte, so oft er aus seinem engen Stübchen hinaus auf das freie von der Sonne erleuchtete Feld treten sollte und er zog vor, seine Kinder nur an bestimmten Tagen des Monats bei sich zu empfangen, als auszugehen, um dieselben aufzusuchen.

Hatten seine Kinder seine Stube betreten, so zog er sie liebevoll mit einer ihm eigenen Bewegung an seinen Tisch und las ihnen seine Schriften vor. Um ihn jedoch zu veranlassen, die Grenzen seines Parks zu übertreten, bedurfte es unendlicher Mühe und Schlaueit.

Seine Denkkraft hatte sich nicht getrübt, sondern sogar an Kraft gewonnen. Er verfolgte unermüdet den Gang und die Entwicklung der deutschen und magyarischen Litteratur und spähte fortwährend nach einem Hoffnungsstrahl, der seinem Vaterland bessere Zeiten hätte versprechen können. Als er bemerkte, daß von österreichischer Seite alles mögliche geschah und geplant wurde, um den Ausbau der Orientbahn, deren Entstehung er mit so mächtiger Hand gefördert hatte, zu verzögern, schrieb er einige Zeilen an Graf Sichy, welche vollkommen genügen, um uns einen Begriff von der Macht seines Geistes zu geben.

„Was einst bestanden,“ so schreibt er, „erscheint oft von neuem, in veränderter Gestalt und unter anderen Verhältnissen. Freilich wäre es nicht möglich, eine zerbrochene Flasche wieder aus ihren Scherben zusammenzusetzen. Doch sind diese Scherben auch noch von Wert. Man kann dieselben abermals dem Schmelzofen übergeben und eine neue Flasche bilden, in welcher vielleicht der König aller Weine, der Tokayer, funkeln wird, wohingegen die alte, zerbrochene Flasche vielleicht nur schlechten oder gar verdorbenen Wein enthielt . . . Das größte Lob, welches man einem Ungarn spenden kann, besteht darin, daß man ihm sagt, er sei fest und unerschütterlich geblieben. Du, mein Lieber, kennst unser altes Sprichwort: „Bleibe fest auf den Beinen, selbst wenn im Schlamm steckst!“ Laß uns dieses Sprichwort in Anwendung bringen, laß uns die Vorwürfe unserer Brüder auf uns nehmen und der Sache aller dienen! Fest bleiben und anscharren auf unserm Posten, ohne auf den Schmutz zu achten, den gewisse fanatische, oberflächliche Patrioten den Brüdern und Waffengeführten ins Anlitz schleudern; anscharren ungeachtet der Beleidigung und Flüche, die auf unser Haupt niederregnen, — das ist der Wahlspruch unserer Zeit!“

Einen andern Brief schreibt Graf Széchenyi im Jahre 1858, als der österreichische Kultusminister die ungarische



Akademie nöthigen wollte, aus ihrem Statut den Paragraphen zu streichen, der ihr die Förderung der magyarischen Sprache und Litteratur anheimgiebt. Dieser Brief zeichnet in der klarsten Weise des Grafen große Seele:

„Kann ich schweigen, wenn ich sehe, wie man diesen edlen Stamm zu erdrücken, zu vernichten strebt! Kann ich vergessen den unschätzbaren Nutzen, die unzähligen Dienste, welche dieser mächtige und wohlthätige Faktor uns geleistet hat? So frage ich, der ich nicht an einer Verwirrung an sich schon unbestimmter Ideen leide, sondern von der Natur die verhängnisvolle Gabe empfangen habe, mit allzu großer Klarheit den Grund der Sache zu schauen und den Traumgebilden nicht zugänglich zu sein. Bin ich nicht verpflichtet den Mahnruf auszustossen, angesichts der Bestrebungen unserer Dynastie, welche in unbegreiflicher Verblendung von allen ihren Völkern dasjenige unterdrücken will, welchem die Natur die größte Lebhaftigkeit verliehen und dem die Zukunft die höchste Bedeutung verspricht! Unser Herrscherhaus will unser Volk nicht nur der Verehrung preisgeben; sie will es ersüden, will ihm seinen eignen Charakter entziehen, will den Jahrhunderte alten Baum des Reiches bei den Wurzeln angreifen! Ich bin der Gründer der Akademie, mir steht es zu, in dieser Stunde die Stimme zu erheben. So lange mein Kopf auf meinen Schultern steht, so lange mein Geist nicht ganz umnachtet sein wird, so lange der Tod mein Auge nicht geschlossen hat, will ich mein Recht behaupten, will ich über die Statuten wachen und verfügen. Früh oder spät wird unser Kaiser erkennen, daß die Assimilierung aller sein Reich bewohnenden Völkerstämme eine Utopie ist. Ein Tag wird kommen, an welchem sich diese Völker losreißen werden von dem Bande, welches sie jetzt miteinander verknüpft. Ungarn allein, dessen Bewohner mit keinem der benachbarten Stämme verwandt sind, wird der Entwicklung seiner Geschichte unter der Ägide seines Königshauses entgegensehen.“

So schrieb Széchenyi im Jahre 1858.

Im Jahre 1859, noch vor dem Ausbruche des Krieges, sagte er den unglücklichen Ausgang desselben und seine Folgen voraus.

„Es giebt eine Krisis,“ sagte er, „die zur Genesung führt, wenn die Krankheit des Patienten nicht unheilbar ist.“

In London ließ er ein Werk drucken, in welchem er in sonderbarer, humoristischer aber dennoch heißender Weise die Leiden Ungarns unter Bachs eisernem Regiment schildert und ein Bild der Zukunft des Landes entwirft, indem er zugleich der österreichischen Regierung den Rath ertheilt, eine neue, bessere politische Richtung einzuschlagen.

„In Wahrheit kann man dieses Buch abscheulich finden,“ so schreibt er, „aber wißt ihr, wie sich die Margaretheninsel auf der Donau gebildet hat? Einst floß dort, wo jetzt das reizende Eiland schimmert, Wasser und nur Wasser, bis eines Tages ein verwesener Leichnam an jener Stelle, vielleicht an einer Klippe hängen blieb. Was geschah? Schaum, Blätter, Pflanzen, kurz alles was die Wellen des Stromes mit sich führten, blieb an dem Nas hängen. So entstand die heutige blühende Insel. Mein Werk hat einige Ähnlichkeit mit dem verwesenen Leichnam, aus welchem die Margaretheninsel entsprang. Wer weiß, was aus ihm eines Tages entstehen kann.“

Wenige Monate nach der Veröffentlichung dieser Schrift wurde Bach durch Hübner ersetzt und zum erstenmal ward von der österreichischen Regierung eine freisinnigere Richtung eingeschlagen. Der unglückliche Staatsmann wußte sich vor Freude über dieses glückliche Ereignis kaum zu fassen. Von seinem bescheidenen Zimmer aus ermutigte er den Minister, auf dem einmal betretenen Wege auszuhalten, sandte ihm Reformentwürfe, verfaßte Flug- und Denkschriften über die in Oesterreich nötig gewordenen neuen Einrichtungen, natürlich dabei nie sein ungarisches Vater-



Land aus dem Auge verlierend. Verschiedene bedeutende Staatsmänner Oesterreichs ließen sich um diese Zeit die Pilgerfahrt zu seiner Arbeitsstube nicht verdrießen, um seinen Lehren zu hören und sich durch seine hinreißende Beredsamkeit begeistern zu lassen. Doch war der Jubel nur von kurzer Dauer. Auf Hübnier folgt Thierry, ein schlechter Schüler Bachs, der alle alten Systeme und Gebräuche Oesterreichs wieder zur Anwendung brachte. Alle Reformen sind abermals verpönt, Graf Széchenyi wird von dieser Nachricht auf das schmerzlichste getroffen. Er läßt Rechberg zu sich rufen und bittet denselben, den Kaiser auf den neuen Mißgriff aufmerksam zu machen. Zugleich legt er Rechberg den Entwurf einer neuen Verfassung für Oesterreich und Ungarn vor, demzufolge jedes der beiden Länder seine inneren Angelegenheiten selbst und unabhängig verwalten durfte und nur die gemeinsamen Interessen zusammen beraten und entschieden werden sollten. Rechbergs Blick indes war nicht so frei, wie derjenige des erhabenen Geistkranken.

„Man sieht auf den ersten Blick,“ äußerte er, „daß dieser Entwurf aus einem Irrenhause kommt.“

Doch stand dem armen Grafen noch Schlimmeres bevor. Der Minister Thierry vermutete in dem großen Magyaren einen Verschwörer von gewöhnlichem Schlage, und eines Tages sendet er mehrere Polizeibeamte, welche des Grafen Zimmer im Irrenhause einer genauen Untersuchung unterziehen. Er droht ferner, den Grafen verhaften zu lassen und nimmt seine Papiere in Beschlag.

Der unglückliche Graf Széchenyi, dessen Wahnsinn nur in dem fortwährenden Bedürfnisse bestand, seinem Lande zu helfen, und in der Einbildung, noch nicht genug für dasselbe gethan zu haben, fühlt, daß ihm alle Mittel zum Handeln entzogen sind. Vergebens sucht er durch unausgesetztes Schachspielen seinen Schmerz zu betäuben. Es

gellingt ihm nicht und am 8. April 1860 macht er seinem Leben durch einen Revolververschuß ein Ende.

Im Jahre 1867 aber ließ sich der Kaiser Franz Joseph die ungarische Krone aufsetzen und bewahrheitete auf diese Weise die Träume und Weissagungen des Irren, der in der Anstalt zu Döbling sein Leben in so trauriger Weise beschloffen hatte. Reichberg, ebenderselbe, welcher vorher diese Träume und Weissagungen verspottet, wurde nun mit der Verwirklichung derselben beauftragt.

Hoffmann, der sonderbare Dichter, Maler und Musiker, dessen Zeichnungen stets Karrikaturen wurden, dessen Erzählungen in seltsamer Überspannung endeten und dessen Musik und Melodie sich unabänderlich in ein unverständliches Tongewirr verlor, und der dennoch der Schöpfer der phantastischen Dichtung wurde, war ein unverbesserlicher Trinker. Viele Jahre vor seinem Tode schon schrieb er in der von ihm geleiteten Zeitung: „Warum wendet sich schlafend und wachend mein Geist stets dem traurigen Gedanken des Wahnsinns zu? Scheint es nicht als ob aus meinem Geiste die unvernünftigen Gedanken hervorsprudeln wie das Blut aus einer geöffneten Ader?“ Hoffmann empfand jeden, auch den geringsten Wechsel der Atmosphäre mit so großer Deutlichkeit, daß er aus den Beobachtungen seiner eigenen Empfindungen eine Skala aufstellen konnte, welche genau mit derjenigen der Gestirne übereinstimmte. Lange Jahre hindurch litt er am Verfolgungswahnsinn und in den Anfällen desselben erschienen ihm die in seinen Novellen geschilderten Gestalten und Situationen als feste Wirklichkeit.

Der berühmte Anatomiker Fodera war auch sehr merkwürdig. Derselbe behauptet oft, mit Hilfe eines einzigen, höchst einfachen Backofens zweihunderttausend Menschen mit Brot versehen zu können. Ebenso sagte er, mit vierzig Soldaten ein Heer, wenngleich dasselbe auch eine Million Mann zählen sollte, besiegen zu können. Als er etwa



fünfundzwanzig Jahre alt war, entbrannte er in heftiger Liebe zu einem Mädchen, welches in dem seiner Wohnung gegenüberliegenden Hause wohnte; um sich die Zuneigung der Geliebten zu erwerben, entkleidet er sich und setzt sich nackt auf dem Balkon seines Hauses den Blicken des jungen Mädchens aus. Eines Tages befindet er sich auf der Straße und blickt hingerissen zu dem geliebten Wesen auf, welches aber seiner Bewunderung gegenüber sehr unempfindlich blieb und schließlich, um sich von dem lästigen Blicke zu befreien, einen Topf unreinen Inhaltes über seinen Kopf ausleert. Der Gelehrte aber faßt diese Handlung als eine Liebesbezeugung auf und eilt froh in seine Wohnung zurück. Indem er den Hof seines Hauses durchschreitet, begegnet ihm ein Huhn. Er entdeckt in demselben sofort eine große Ähnlichkeit mit der Geliebten, kauft das Tier und bedeckt es mit heißen, zärtlichen Liebesklüssen. Er nimmt es mit in seine Wohnung, wo er demselben jede Freiheit gestattet: es darf ungestraft Bücher, Papiere, Hausgeräte beschmutzen und im Bette des Gelehrten ruhen. (Siehe Costanzo, *Follia anomale*. Palermo 1876.)

Schopenhauer erbte, nach seinem eigenen Bekenntnisse, den Geist seiner Mutter, einer mit großer Lebhaftigkeit ausgestatteten Schriftstellerin ohne Herz, und den Charakter seines Vaters, der menschenfeindlich und seltsam bis zum Trübsinn war und durch Selbstmord endete.\*)

Schopenhauer selbst litt ebenfalls an Trübsinn. Von Neapel verschucht ihn die Furcht vor den Blattern; von Verona vertreibt ihn der Gedanke, er habe vergifteten Tabak geschnupft (1818). Von Berlin flieht er, aus Angst vor der Cholera, nachdem er schon einmal aus der preussischen Hauptstadt geflohen war, bei Gelegenheit der Soldatenaushebungen.

\*) Siehe Gwinner, *Schopenhauers Leben*. — Ribot, *La Philosophie de Schopenhauer*.

Im Jahre 1831 fällt er einem neuen Raptus der Angst zur Beute. Bei dem geringsten Geräusch, welches an sein Ohr dringt, legt er die Hand an den Degen. Seine Furcht vor den Menschen ward für ihn zu einer unerträglichen Folterqual. Niemals öffnete er einen Brief, ohne ein großes Unglück zu befürchten. Er ließ sich nicht rasieren, sondern fengte sich den Bart ab. Er haßte die Weiber, die Juden und besonders die Philosophen. Die Hunde hingegen liebte er so sehr, daß er sogar in seinem Testamente derselben gedachte.

Alles war für ihn ein Gegenstand des Nachdenkens und ernstest Besprechungen. Er forschte nach der Ursache auch der unbedeutendsten Dinge, wie zum Beispiel seines lebhafsten Appetits (er war geradezu gefräßig), des Mondlichtes und so weiter. Er glaubte an die sprechenden Fische der Spiritisten, ist überzeugt, daß mit Hilfe des Magnetismus die krummen Beine seines Hundes wieder gerade gebogen und ihm das Gehör wiedergegeben werden könne. In einer Nacht träumt sein Dienstmädchen, es trockne Tintenflecke auf. Am folgenden Tage verschüttet Schopenhauer Tinte und siehe da! aus dem Zusammentreffen des Traumes und der Thatsache schließt der große Philosoph, daß „alles was geschehe, notwendigerweise geschehen müsse“ und aus diesem Verstoß gegen die Logik entsteht ein tiefes System.

Schopenhauer bestand nur aus Widersprüchen. Als Ziel des Lebens stellt er die Vernichtung alles Bestehenden hin, das Nirvana, dann prophezeit er (was einfach heißt: er wünscht) für sich hundertjähriges Leben! Er predigt allenthalben Enthaltensamkeit in den geschlechtlichen Beziehungen und er selbst giebt sich in diesem Sinne den größten Ausschweifungen hin.

Er, der von der Unduldsamkeit anderer Leute so viel gelitten, stößt gegen Moleschott und Büchner die leidenschaftlichsten und ungerechtfertigsten Drohungen aus; er verbirgt



vor niemandem seine Freude, als er vernimmt, daß denselben von der Regierung untersagt wurde, zu unterrichten.

Er bewohnt nur immer den ersten Stock eines Hauses, um einer etwa ausbrechenden Feuersbrunst leicht entgehen zu können. Bei dem Empfang eines Briefes zittert er, ebenso bei der Berührung eines Rasiermessers oder eines fremden Glases, das ihm ein ansteckendes Übel mittheilen könnte. Seine geschäftlichen Notizen macht er in griechischer und lateinischer Sprache; zuweilen bedient er sich hierbei auch des Sanskrit und zerstreut die beschriebenen Blätter in seinen Büchern, um die Folgen einer kaum möglichen Neugier zu vereiteln; besser würde er diesen Zweck erreicht haben, indem er seine Papiere einem gut verschlossenen Schranke anvertraut hätte.

Auch er betrachtet sich als der Gegenstand, als das Opfer einer weitverzweigten und eigens gegen ihn angezettelten Verschwörung der Professoren der Philosophie, welche in Gotha die Verabredung trafen, seiner Werke nicht zu erwähnen, sondern dieselben totzuschweigen. Und andererseits wieder fürchtete er, daß die Professoren sich über seine Werke aussprächen.

„Ich ziehe vor,“ sagte er, „daß Würmer meinen Körper verzehren, als daß die Professoren an meiner Philosophie nagen!“

Die Fähigkeit zu lieben, mit dem Herzen zu lieben, geht ihm vollständig ab. Er geht so weit, seiner Mutter vorzuwerfen, sie sei dem Andenken ihres Gatten nicht treu geblieben, — und zieht hieraus Schlüsse gegen das ganze Geschlecht der Frauen, welches wohl lange Haare, aber kurzen Verstand habe. Er verwirft die Monogamie und lobt die Tetragamie, welche in seinen Augen nur einen Nachteil hat und zwar denjenigen, daß vier Schwiegermütter zugleich auf dem Plane erscheinen.

Aus eben diesem Mangel an Liebefähigkeit verschmäh

er die Vaterlandsliebe, welche er wiederholt als „die Leidenschaft der Dummen“ und als „die einfältigste aller Leidenschaften“ bezeichnet. Er nimmt Partei für die Soldaten gegen das Volk. Den Soldaten und seinem Hunde gehört seine Hinterlassenschaft!

Ein einziger Gedanke hielt ihn fortwährend, unausgesetzt beschäftigt und zwar der Gedanke an sein eignes Ich, und dabei dachte er nicht etwa an dieses sein Ich als an den Schöpfer eines neuen Systems. In hunderten von Briefen beschäftigt er sich sonderbarerweise sehr gern mit seiner Photographie, mit seinem in Öl gemalten Bilde und mit einem dritten, „welches er anfertigen läßt, um es, gleichsam als sei es das Bild eines Heiligen, in einer Art von Kapelle aufzuhängen.“

Der berühmte russische Schriftsteller Gogol hatte lange Jahre hindurch in übertriebenster Weise der Dnanie gefröhnt, als er von heftiger Liebe zu einem Weibe ergriffen wurde. Nach dem Sturme dieser Leidenschaft wird er großer Theaterdichter. Er lernt Puschkin kennen, begeistert sich für die Novelle und den Roman und wird selbst zum Romanschriftsteller. Nicht lange nachher tritt er mit der Moskauer Schule in Berührung und wird durch den Einfluß derselben zu einem der größten Humoristen. In seinem Tote Seelen betitelten Werke geißelt er unbarmherzig die russische Bureaokratie und Beamtenwelt. Sein Spott ist so scharf, daß das Volk sich von der Notwendigkeit überzeugt, dem bureaukratischen Regiment, welches für Henker und Opfer eine gleiche Dual ist, ein Ende zu machen.

Gogol stand nun auf dem Gipfel seines Ruhmes. Seine Bewunderer verglichen ihn sogar mit Homer wegen seiner Kosakengeschichte Taras Bulba. Sogar die Regierung zeigte sich entgegenkommend ihm gegenüber. Da bemächtigt sich seiner ein Gedanke. Es scheint ihm, als habe er den Zustand und die Schäden des Vaterlandes



in so lebhaften Farben geschildert, daß seine Werke unbedingt den Anstoß zu einer blutigen Umwälzung geben müßten. Und es ist nur allzuwahr, daß Umwälzungen stets die von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit vorgezeichneten Grenzen überschreiten. Diese Revolution mußte unzweifelhaft die menschliche Gesellschaft, die Religion, die Familie zerstören. Wie hätte er da den Gedanken ertragen können, ein solches Unheil veranlaßt zu haben!

Dieser Gedanke bemächtigte sich seines Geistes mit demselben Ungestüm, mit welchem ihn in früheren Jahren die Liebe zu jenem Weibe, die Begeisterung für das Drama, die Novelle und die Satire ergriffen hatten. Und, besessen von diesem Gedanken, begann er den abendländischen Liberalismus zu bekämpfen. Aber bald überzeugte er sich, daß das Gegengift schwächer war als das erste Gift, worauf er die Feder niederlegte und sich in seine Wohnung einschloß. Hier begann er die Heiligen anzusehen, daß diese ihm bei Gott Vergebung für seine aufrührerischen Schriften erbitten möchten. Er unternahm sogar eine Pilgersfahrt zum heiligen Grabe in Jerusalem, von welcher er einigermaßen beruhigt zurückkehrte. Doch als gleich nach seiner Heimkehr die Revolution des Jahres 1848 ausbrach, erwachte sein Gewissen mit neuer, größerer Macht. Im Geiste sah er schon den Nihilismus triumphieren, die Religion, das Vaterland und die Familie zerstört. Außer sich vor Schrecken, steht er laut zum „Heiligen Rußland“, welches bestimmt war, das heidnische Abendland niederzuwerfen und auf den Trümmern desselben ein großes panslawistisches, orthodoxes Reich zu gründen.

Im Jahre 1852 fand man den großen Dichter tot. Rückenmarksausziehung hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Der Tod hatte ihn überrascht, als er eben vor den Bildern der Heiligen kniete, versunken in stummer Anbetung.

Wer nach so vielen Beispielen, die sich zu unseren Zeiten und vor unsern Augen, im Schoße der verschiedenen Völker, zutragen, noch an der Möglichkeit, daß Genie und Wahnsinn in demselben Menschen zusammen treffen können, zu zweifeln vermag, muß entweder blind oder eigensinnig sein.

---

### Geisteskrankte mit poetischem Genie, mit humoristischen Anlagen u. s. w.

Das vorhergehende Kapitel schlossen wir mit der Bemerkung, daß man nicht mehr berechtigt sei, an der Möglichkeit eines Zusammentreffens von Genie und Wahnsinn zu zweifeln. Ebenso aber befinden sich in großem Irrthume diejenigen, welche glauben, daß in den Geisteskranken die Kraft des Geistes schwinde. Im Gegenteil trägt die Geistesstörung sehr oft und in der sonderbarsten Weise zur Erhöhung dieser Kraft bei.

Winskaw kannte einen Edelmann, der bei ungetrübtem Geiste nicht imstande war, die kürzeste Addition zu machen, und durch die Anfälle des Wahnsinns plötzlich zum großen Arithmetiker heranwuchs. Ähnliches begegnete einer Frau, welche während der Dauer ihrer Geisteszerstörung und ihres Aufenthaltes im Irrenhause zur Dichterin wurde; als sie indes geheilt aus dem Irrenhause in den Schoß ihrer Familie zurückkehrte, war sie wieder zur profaischen Hausfrau geworden.

Ein Monomane des Irrenhauses Bicêtre beklagte seine Gefangenschaft in folgenden schönen Versen:

„Ah! Le poète de Florence  
N'avait pas, dans son chant sacré,  
Révé l'abîme de souffrance  
De tes murs, Bicêtre exécré.